

Christoph Geiser

Das falsche Inseli – Ein Abschied

Vortrag an der Jahrestagung der Robert Walser-Gesellschaft, Thun 2005

Vor einigen Jahren – ich könnte das genaue Datum in meinen Tagebüchern nachschauen, doch weil ich das Jahr nicht mehr weiss, weiss ich nicht, in welchem der Bände –, beim Zubereiten meiner Abendmahlzeit und deren Verzehr in der Küche – wüsste ich das Jahr, könnte ich sogar nachlesen, was ich mir zubereitet habe (Spaghetti womöglich, denn auch ich bin nie müde geworden, sie schmackhaft zu finden) –, hörte ich am Radio, mutmasslich auf DRS 2, eine kunstvolle Lesung von Robert Walsers «Kleist in Thun». Auch den Namen des Sprechers – ohne Zweifel einer der Grossen – könnte ich mutmasslich nachlesen, wenn ich mir denn zwei, drei Stunden Zeit nähme, mich in meinen Tagebüchern der letzten Jahre fest zu lesen, was ich aber nicht tun will, denn sonst bin ich zumindest für den Rest des Tages mit *meinem* «Desaster» beschäftigt statt mit demjenigen von Kleist in Thun. Ein Desaster? Ich freute mich auf die angekündigte Lesung; denn «Kleist in Thun» gehörte zusammen mit der «Schlacht bei Sempach» zu meinen bevorzugten Walser-Texten. Doch allmählich, beim Zuhören, während ich mutmasslich meine Mahlzeit schon verzehrte – vielleicht war's auch schon beim Abwasch; und damit bei der letzten Flasche Rotwein des Tages –, beschlich mich ein Unbehagen. Wüsste man nicht, dachte ich plötzlich – und ich könnt's ziemlich wörtlich so nachlesen in meinen Tagebüchern, wollte ich denn, und so muss ich doch nicht –, wüsste man nicht, welches Ende es mit Robi genommen hat, müsste man's ja beinahe für Heimatliteratur halten. Das ist ja idyllisch ... diese glänzend-heilig-stille Aussicht, wie Andacht, diese kräftestrotzenden Burschen!, samt den schauervollen Abgründen ... ganz nah am Abgrund des Kitsches ist das, beinahe Blut-und-Boden-Literatur, der quasi faschistoide Missbrauch von Hodlers Figuren durch seine Epigonen in Malerei und Bildhauerei fiel mir ein. Ja, wüsste man nicht, was es für ein Ende genommen hat, ich meine: schliesse man nicht, wie wir's bis dahin getan, quasi unreflektiert von Walsers Biographie, diesem Austritt aus dem kräftestrotzenden Leben in die Heilanstalt, auf eine zumindest heimliche Compassion mit Kleist, den Walser auf seine eigene Lebensproblematik reduziert, so müsste man schliessen, dass er Kleist und dessen angebliche Lebensuntauglichkeit der Lächerlichkeit preisgibt und diese heilige Einfalt und dieses Kräftestrotzen, mit einem kleinen, ungläubigen Augenzwinkern, letztenendes bewundert, wie er sich doch im Grund auch mit den innerschweizerischen Bauernlümmeln identifiziert, diesen *einfachen und starken Männern*, die bei Sempach den *wie vom blauen, ungewissen Himmel niedergeflognen* adligen Engeln die Schädel spalten; und so möchte der womöglich gar nichts anderes sein als ein einfacher Aktienbierbrauereiangestellter, der *arbeitet, dient, wirtschaftet, seinen Geschäften nachgeht*, womöglich in Thun, oder ein Kleingewerbetreibender, der seine Produkte ausstellt an der nächsten OHA. Wie sich's für einen anständigen Schweizer gehört, in diesem fleissigen Ländchen, das sich im neunzehnten Jahrhundert nach und nach aus aller europäischen Kultur verabschiedet hat ins Gewerbe. Wenn man schon keine Schlachten mehr zu schlagen hat ... Und Kleist – dieser Irrgast aus dem Zeitalter der Lichter? Wie kommt der in diese verspätete Biederemeierei? Von dem wissen wir am Ende der Geschichte nur, dass er, mit Glotzaugen und mit einem Steinblock vorm Mund, aus diesem kräftestrotzenden Leben wie weggetragen wird, von einem gleichsam bedeutend gewordenen Schwesterchen; denn aus dem treuherzigen Unternehmen mit dem Bernermeitschi, das ihm hie und da den Dichterkopf gewaschen haben soll, ist ja doch nichts geworden, und so hätt' er's in der Verzweiflung glatt erfunden. *Und nichts als nur Verzweiflung könnt' uns retten?*

Nein – wir lassen uns doch weder aus dem Leben forttragen noch den Kopf waschen, den womöglich dichtenden, von einem Meitschi womöglich. Eklipsieren muss man sich, hat man nur 'n Fünkchen hydrostatischer Weisheit und ein paar womöglich wahrhaft mädchenhafte Gefühle, und bei Zeiten, und nicht nur von Thun – tube! – bevor man noch zu

seinem eigenen Gefangenenerwärter wird, sei's nun in Stillers sauberer Zelle, beim Tütenkleben in Herisau oder im trostlosen Neonlicht der eigenen Küche, im Marzili notabene, unterm strahlenden Bundeshaus im nächtlichen Himmel, als wär's die Blüemlisalp, weil kein Ausgang sich mehr lohnt. Und überhaupt kostet doch die Prachtswohnung, die uns zur Verfügung zu halten niemand verpflichtet ist, in Berlin gar nicht so viel. (Es muss ja nicht gleich Potsdam sein, ist nämlich teurer). Ja, wär' der in Berlin geblieben, so lange wie nur möglich, bis er wenigstens die Glocken der Heimat ein wenig vergessen hätte, oder mit Herrn Benjamenta in der artifiziellen Wüste, um daselbst ziselierte Kathedralen zu bauen, er hätt' sich am Ende nicht so als anmutiger Räuber unter die Bettdecke zu verkriechen gehabt. Was ist er denn für ein Löl, dass er die Heimat für eine Sonntagsgeliebte hält! Die führt ihn nicht mit Kirchenglockengeläut' zum Traualtar ... höchstens postum ins Mausoleum, weil's den Reiz des Tragischen hat.

All dies freilich fiel uns erst jetzt ein, bei unsrer Rückkehr nach Thun quasi, nach allerhand Recherchen und zusätzlicher Lektüre und somit zumindest reichlich spät, denn nach jener Lesung am Radio, die wohl doch länger zurückliegt, als wär's schier noch Radio Beromünster gewesen, dünkt uns heute (doch auch heute noch erklingt doch um Mitternacht die Nationalhymne in unserer Berner Küche, wenn wir bis Mitternacht in unsrer Berner Küche hängen bleiben) – weiter zurückliegt, meine ich, als unser eignes Desaster – nach jenem plötzlich aufkeimenden Unbehagen bei der Radio-Lesung haben wir uns gar nicht mehr mit «Kleist in Thun» befasst, aus Vorsicht wohl, sondern, was Walser betrifft, nur noch mit dem Räuber und seiner Berner Mansarden-Existenz, diesem Scheitern aller Fiktion & Projektion, und erst, nachdem wir selber quasi aus aller Heimatliteratur hinausgepurzelt waren; nur unser eigenes Kollektiv noch. Majestätischer und/oder proletarischer Plural, unmodest.

Zurückkehren, nach Thun ausgerechnet, diesem Waffenplatz – aus Berlin womöglich, nachdem wir's endlich geschafft haben, uns zu eklipsieren – mit dem Flieger, weil's günstiger ist als der direkte ICE – zu Walser – oder doch eher zu Kleist? Und warum dann nicht gleich in Berlin bleiben? Ja, liegt uns denn Kleists sexuelle Anarchie – Coco in Thun quasi, transsexuelle Schönheit – diese hochartistische Travestie bis zur quasi komatösen Hyperventilation im Orgasmus der Kommas (als wär' einem die Luft im Brustkasten zusammengedrückt) – nicht näher als Robis ländlich-sittliche Meitschi-Probleme? Der *ganze, dunkelglänzende See als Geschmeide auf einem schlafenden grossen, unbekanntem Frauenkörper* – werden uns da nicht die Knie a bisserl gschmeidig? Sind uns die *Knie des Herzens* (mitsamt Penthesilea auf den Armen vor Goethen) nicht vertrauter als Wanderschuhe? Ist uns nicht aller Schuh-Fetischismus abgrundtief fremd – vom Wandern, womöglich an Abgründen, beglötzt von glaukopischen Kühen, gar nicht zu reden? Was kümmern uns die Tränen gleichgültiger Sträucher, wenn das minutenweise Fallen von Freundestränen eine Gruft auszuhöhlen vermag, darin allen Liebes-Schmerz zu versenken? Wolln wir schimpfen – wo nicht mal mehr das Schimpfen sich lohnt? Wir sind doch nicht Österreicher! Wogegen denn schimpfen?

Wir haben einen anmutigen Ausflug nach Thun gemacht, bei gemässigtem Föhn, in angenehmer und sachkundiger Begleitung, in der Hochsaison des Bärlauchs. Ein Prachtswetter im Grund, nach dem überaus hartnäckigen Winter. Man könnt's gleichgültig und schön finden, als Fremder, der nur den Prospekt des Alpenpanoramas sieht, unwirklich im Grund. Ja – ist's uns denn nicht längst fremd, so fremdartig wie beispielshalber die Sächsische Schweiz, dieses pittoreske Elbsandsteingebirge? Und so könnten wir's doch einfach pittoresk finden, wie wir die Sächsische Schweiz schön finden, als Fremder, der sich gern ausführen & einladen lässt zu einem Fährli, und's folglich schön erzählen, das Fährli, Erzähler, der wir doch im Grund sind: und nicht Kritiker! Rechthaber womöglich.

Zunächst haben wir natürlich das Inseli gesucht, auf dem das Landhaus gestanden haben soll, in dem jemand die Treppe heruntergeeidelt gekommen sei, um Kleist zu empfangen.

Die circa zehn Meter lange Brücke schien uns Hinweis, die Villa jedoch, diese unbewohnte Unzugänglichkeit, aus der falschen Zeit, zu spät. *Privat* – aber leerstehend: jede weitere Erkundung unmöglich. So wird's wohl das obere Inseli gewesen sein, dachten wir, das uns, parkähnlich, zugänglicher schien – ein Möbelwagen, als wär's für 'n Umzug, verdeckte uns zunächst die Sicht auf das – verschlossene – schmiedeeiserne Gitter; nur den Hund hörten wir schon, bedrohlich!, als röche er uns. Unzugänglich, privat, zu: auch dieses Inseli. *Hier wacht ein deutscher Schäferhund* – giftig leuchtete das gelbe Schild in der föhnligen Sonne.

Auch dies, wie wir nachträglich erfuhren, wäre das falsche Inseli gewesen, ein gewissermassen amputiertes Inseli zumindest, als wär hier jedes Inseli irgendwie falsch, eine quasi *voreilige Herberge*. So blieb uns nur, auf dem kleinen Rasenblätz diesseits, dem kleinen Kleist einen Kuss auf die eiserne Wange zu drücken, die rechte, mit den besten Grüßen aus Wilmers- und/oder Zehlendorf und mit womöglich mädchenhaften Gefühlen. «*Schneidig*» sollen Deine Novellen sein, und es wär' keine typisch schweizerische Infamie – so dass man glatt zum Schäferhund würde, zum deutschen, und bissig?! Unser ortskundiger Begleiter wollte uns nun zu dem *zierlichen Pavillon* führen, als *zuckte unsre ganze Seele nach körperlichen Anstrengungen*, womöglich noch vor Mittag. Wir zählten die Stufen nicht und hatten kein Aug' für den *sich leidenschaftlich niederschlingenden Efeu* – was interessieren uns die Leidenschaften des Efeus! – ausser wenn's surrealistisch wuchert & würgt – ausschliesslich mit Atmen beschäftigt, Raucher, nicht Bergsteiger, städtisches Pflaster gewöhnt. Die Aussicht – Modelleisenbahn, fiel uns ein. Das Städtchen – zersiedelt. Das Progymnasium – ein Knast. Und man wollte da seine Seele hinunterschmeissen?! Wer will denn so was?! Kleist gar? Zugegeben: den Alpenzeiger kann unser Robi, auf den Spuren Kleists in Thun, nicht gesehen haben – der wurde trotz der grossen Not und des Mordens in den Ländern ringsum im Ersten Weltkrieg von einem Alpen- & Verschönerungsverein gestiftet & aufgestellt, aus Heimatliebe wohl. Doch er passt zu dem Pavillon, diesem zierlichen, als lüde er den Fremden, diesen Touristen, zum Verweilen ein und wolle seinen Blick in touristischere Gefilde (ab)lenken. Kleist – ein Tourist?! Zu seiner Zeit gab's da keinen Pavillon, nichts Zierliches, womöglich Niedliches. Auch keine industrielle Zersiedelung freilich. Kleist – auf dem Jakobshübeli – was woll'n wir uns vorstellen? Nichts als eine plötzliche Lichtung im Wald; Flusslandschaft; der See; dahinter Gebirg. Wär' er allein, auf dem Hübeli, dass er sich nicht wohl fühlte, es wär' verständlich; fühlte er sich *kraftvoll trostlos* zusammen mit jenem Ernst von Pfuël, diesem oberflächlichen Kerl, letzten Endes unempfindlich wie all diese kräftestrotzenden Burschen und stiernackigen Krausköpfe, die, *vom herrischen Leben gedrängt, vorwärts eilen müssen*, als wollten sie Geschichte schreiben? Mit Seppy, auf dem Jakobshübeli, in Santo Domingo? Wer war Seppy in Thun? Mit Toni, und 's wär' ein Mestize in Thun – oder mit Coco von Thun – er hätt' seine Seele nicht in den falschen See zu werfen gehabt, mit dieser Vogel. Der Unsterblichkeit halber womöglich.

Das Unglück nämlich ist sagbar. Und ziemlich genau.

Der Abstieg, über glitschigen Waldweg, denn war's auch mässig föhnlig und schier sommerlich warm, das Eis war eben erst geschmolzen und noch hatte der Winter sich nicht endgültig verabschiedet: beschwerlich; gefährlich. Beständig die Furcht, er gäb' uns einen Schubs von hinten, stellte uns ein Bein, mit seinen schweren Wanderschuhen – kraftstrotzender Seeländer Bursch, der er im Grunde doch war – aus Rache, weil wir ihm nun keinen Platz mehr einräumen werden in unsrer Berliner Prachtsbücherwand aus Bergahorn, die, noch erwartungsvoll leer, auf andre Bestände wartet. Als wär's, quasi, ein Sakrileg? Warum eigentlich die Verehrung – vornehmlich am Jurasüdfuss? Weil's – post mortem & unter dem Aspekt des Tragischen gesehen – quasi *moderne* Heimatliteratur wäre? Was, eigentlich, ist an diesen Aufsätzen & Prosastückli modern? Kaum hat sich der Erzähler mit seiner Erzählung und ihrer Erzählbarkeit *ernsthaft* entzweit – und nicht mehr nur spasshaft, so tändelnd –, hält er sich schon für einen Räuber am Bruttosozialprodukt und eklipsiert sich vor Schreck ins Bleistiftgebiet: als wär's unschweizerisch. Die Schweizer Literatur tut der Schweizer Literatur nicht gut. Wir sind übelgelaunt; Sie merken es wohl;

weil's uns nicht mehr interessierte, das Hübeli nicht und nicht der Jurasüdfuss. Denn uns dürstete jetzt und es hungerte uns und uns knurrte der Magen. Wo wär' denn schön essen in Thun? Das Städtchen, an einem mässig föhnligen Tag, lädt doch geradezu ein, voraussen zu sitzen, beim Mittagessen und einem spritzigen Wein, akkurat die Mässigkeit der Verhältnisse geniessend. Aber keine Felchen bittschön! Denn dass da die Evolution am Werk wäre, aufs Transsexuelle hin tendierend, ausgerechnet in Thun, möchten wir doch bezweifeln.

Ein Kampfhund kam uns entgegen, am Ende des Wegs von dem Hübeli; wir sichten *dangerous dogs*, seit unserem Londoner Jahr, dem letzten der Eisernen Lady, von fern, als röchen wir sie (gegen den Wind). An der Leine oder nicht? Ein vergleichsweis' edler, ziviler; reinrassig chinesisches; keine mutierte tierische Mordwaffe. Fürnehm, wenn man so will. Man guckt sich nicht an, nur aus den Winkeln. Robi – ein Kampfhund? Und nicht vielmehr vergleichsweis' ... doch das wär' jetzt unfair ... und so woll'n wir in dem Hund lieber unsre von der Leine gelaufne Verlegerin sehen, die Eiserne Lady unsres Desasters, diese mittlerweile' chinesische Grossmutter, die sich aus der Schweizer Literatur in die Sinologie eklipsiert hat. Denn letzten Endes sind's dann doch immer die Verleger & -Innen gewesen, die wollen oder nicht mehr wollen, aus welchen Gründen auch immer, und dann braucht's einen Onkel in Batavia, auf den Bahamas und/oder im Bermuda-Dreieck, damit man sich's leisten kann, nicht mehr Schosshündchen zu sein; sondern Kampfhund. Als Räuber. Überhaupt dünkte uns, es gäbe in Thun viele Kampfhunde, als wäre auch da – und nicht nur voraussen im See – verborgne Munition mitsamt mutierten Felchen. Item – so nah am Wasser wollten wir nicht sitzen beim Essen, als fürchteten wir die Sintflut, diese Naturgewalten; *Achtung, Fernsteuerung!* – bei den Schleusen: und die Warnung bedeutete ... plötzlich würde die Steuerung von ferne bedient? Wie schnell ist man doch weggespült, so oder so. Furchterregende Zahnräder und Walzen! Schlussendlich fanden wir den genau richtigen Ort. Ich hab' doch gar nichts gegen Thun, um da mal ein allfälliges Missverständnis klarzustellen; wir sind ja nicht in Thun aufgewachsen, so dass wir beständig zu befürchten hätten, wir sei'n mit jedem Zombie, das da zufällig mal übern Rathausplatz spaziert, womöglich in den Prögu gegangen (sondern in einem vergleichsweis' grösseren Städtchen, der reinsten Giftküche, wie jedermann weiss).

Als Fremder also, an einem der ersten wahrhaft wärmenden Tage, ein wenig im Schatten, vorsichtshalber, vor der urplötzlichen Sonne geschützt, auf dem Rathausplatz sitzen, Zunfthaus zu Metzgern, bei einem Glas elsässischen Gewürztraminers und einem schmackhaft mit frischem Bärlauch zubereiteten Braten, ein wenig wie ein soeben von schwerer Krankheit Genesener; Dankgesang, lydische Tonart, fiel uns ein – ja, das fehlte noch. Ein wenig Musik; aber kein Volkslied bittschön; ein womöglich schlichtes; wie im Wunschkonzert womöglich; mit Gottes Säge; am Montagabend; wenn wir den falschen Sender erwischen in unserer Berner Küche. Sogar der Gefahren des Bärlauchs, des falschen, meine ich, konnte man für einmal, allen notorischen Vergiftungsängsten zum Trotz, spotten.

Warum eigentlich, fragen Sie, sind wir so vergiftet, dass wir schon gar nicht mehr wüssten, wogegen gifteln? Als wär's Baslerisch halt? (Eine nach zwei Seiten zum Ausland hin offene Stadt immerhin.)

Ein Vergiftungs-Syndrom? Eine allergische Reaktion eher. Mein Gott! Dieses Rathaus! Demokratisch ist daran nichts – und auch nicht seltsam. Als ducke es sich, gedrunge, eine böse Kröte, unter die alles beherrschende Zwingburg. Keine Spur also von lydischem Dankgesang nach dem Mittagessen, sondern: Aufstieg zur Burg; voll in Betrieb als Zwingburg samt Knast mit soliden Gitterfenstern und Geschwornengerichtssaal ohne E – als wär's der Ästhetik des Widerstands zum Hohn, dieses herrische Rolln, dem genuinen Basler unmöglich – es war uns damals nicht aufgefallen, bei unsrem Auftritt vor Divisionsgericht 10 B wegen Verweigerung des Diensts in der Schweizer Armee, dieses Weglassen des E, in der Anschrift über der Pforte – damals noch eher befasst mit Heimatliebe, quasi kritischer, als mit Semantik und/oder Semiotik –, doch an die Pforte, durch die man uns hinaus- &

hinunterschickte, in die Dezember-Kälte des Hofes, das zu grosse verschworne Grüppchen, während der Urteilsberatung, die dauerte, daran erinnerten wir uns sofort. Mama war damals, am 1. Dezember 1969 – das Datum mussten wir recherchieren –, in Ohnmacht gefallen, heisst: lautlos und still in den Schoss von Grossmama gesunken, auf der Zuschauerbank im Geschwornengerichtssaal, angesichts des Militärgerichts, vor geistigem Auge schon das Henkersplätzli sozusagen – das zwar längst nicht mehr in Betrieb ist, gleich hinterm Schloss, sondern als Bratplätzli zu mieten, doch man röch' nicht den Braten? –: das Standgericht, Erschiessungskommando; aus biographischen Gründen einschlägig mit Phantasie begabt.

Doch, doch, man muss schon ins Ausland gehen, nach Berlin womöglich, um im entscheidenden Moment das Bewusstsein zu verlieren, aber nicht den Verstand.

Wovon also genesen? Worauf allergisch?

Ich habe mein Griechisch verlernt; es ist eine Tragödie; als wäre Kulturverlust ansteckend. *Oiko philo, oiko aristo* – am Heim des Siegrists, gegenüber der *hochgelegenen Kirche*, das ursprünglich das Beinhaus war. *Eigenheim, bestes Heim?* Könnt's zur Not stimmen? Passen würd's uns. Philos kann, nach Menge-Güthling, im Sinne von *eigen* verwendet werden, und Oikos kann auch *Heimat* heissen – und so wäre *oikos philos das Heimet*, das quasi geliebte. Und es wäre ein ehemaliges Beinhaus? Errichtet, errungen & verteidigt von diesen *kräftestrotzenden Burschen*, die gewissermassen *gsuntiget hervorgebrochen sind aus tiefen, wunderbarlich in die Berge eingehöhlten Tälern ...* zur Schlacht von Sempach womöglich. Und wieder und immer wieder?! Auch wenn's der falsche See ist ... doch lassen wir das jetzt.

Unser letzter Spaziergang des Tages führte zum See, zur Schadau genauer. Nein, wir zweifeln doch gar nicht an der touristischen Schönheit der Gegend. Das Restaurant «Arts», eine kunstvolle Villa, lädt ein, nach einem wundrungswürdig anstrengenden Tag, sich auf die Terrasse zu setzen zu einem letzten Bier. Überwältigende Aussicht. Punkt. Panoramawagen. Glotzaugen. Als wären einem die Augenlider weggeschnitten. Das muss nicht mehr beschrieben werden. Literarisch taugen könnt's noch als Bühnenbild – für ein (Wasser-) Sportsstück der Frau Jelinek. Während wir so sassen, *spaced* im Grund, zwischen rüstigen Jungsenioren und ebenso rüstigen Seniorinnen, sich ein halbnackter junger Mann auf der Wiese am Seeufer räkelte (*krauser Kopf, einem feisten Nacken aufgesetzt*), da und dort Hunde lustig herumtollten und Kinder mit Kuchen gefüttert wurden, gab's plötzlich einen grossen Ton. Ton von Thun, oder Horn von Sempach? Ton der Verheissung, der einem die Tränen in die Kulleraugen treibt – wir erinnern uns. Die Weisse Flotte, Dresden; La Spezia; Antwerpen; der Ozean (*wir wollten die Welt sehen – doch, doch! – und wir haben noch lang nicht genug davon gesehen*) –: als wär's von einem grossen Kahn. Vom Inseli her kam der Ton, sein Ursprung hinter Uferbäumen versteckt. Was da allmählich hervor kroch hinterm Gebüsch und Geäst, immer wieder mal tönend, war gewissermassen ein Häuschen. Schiffchen mit Häuschen. Häuschen auf Schiffchen. Spielzeug-Schiffchen, Spielzeug-Häuschen; und fuhr & tuckerte tönend in den See hinaus, gegen das Alpenpanorama hin, und erst da sahen wir die viel zu grosse Schweizerfahne am Heck. Und während es immer kleiner wurde, das Spielzeugschiffchen, als schwinde es geradezu im rötlichen Glimmen der Alpen, schien uns die Fahne immer grösser zu werden – eine fahrende Fahne im See – und vom Schiffchen erkannten wir nur noch die Fensterlein des Häuschens. Ein goldenes Glimmen und Glitzern von den Fensterlein im Abendlicht, diesen Äuglein, zwinkernd, als wär's zum Abschied.